

Antonia Baum: „Siegfried“

Ein Pyrrhussieg

Von Meike Fessmann

16.03.2023

„Stilleben“ hieß Antonia Baums Memoir über das Kinderkriegen. In ihrem neuen Roman, „Siegfried“, erzählt sie von einer Berliner Schriftstellerin, die nach der Geburt der Tochter in eine Schreib- und Beziehungskrise gerät. Siegfried, der Stiefvater, bleibt der stabilisierende Faktor im Hintergrund.

Von Latte-Macchiato-Müttern spricht kaum noch jemand, schließlich ist der unterschwellige Sexismus des Bashings längst durchschaut. Vielleicht liegt es aber auch nur daran, dass das Getränk so gewöhnlich geworden ist, dass es niemanden mehr charakterisiert. Natürlich gibt es immer noch Frauen mit kreativen Berufen, die im Berliner Szene-Viertel Prenzlauer Berg eines Tages betroffen feststellen, dass das Leben mit Kindern anders ist, als sie es sich vorgestellt haben. Die Ich-Erzählerin gehört dazu. „Siegfried“ heißt der neue Roman der 1984 geborenen Schriftstellerin und „Zeit“-Kolumnistin Antonia Baum. Und so beginnt er:

„Siegfried ist mein Stiefvater, aber er war immer da, ich bin mit ihm aufgewachsen. An dem Tag, an dem ich in die Klinik fuhr, wachte ich morgens aus einem Traum auf, in dem er tot war. Es war die Art von Traum, die nach dem Aufwachen noch ein bisschen bleibt. Das T-Shirt war an der Brust durchgeschwitzt, mein Atem ging zu schnell, und ich hatte das Gefühl, mein Herz würde zittern, nicht schlagen.“

Berliner Kiez-Scheherazade

Fünf Wochen zuvor hatte Siegfried, der Mann, der ihrem prekären Leben auch finanziell Halt und Sicherheit gibt, einen Herzinfarkt. Die Erzählerin ist Schriftstellerin und kommt mit ihrem Roman nicht voran. Als die nächtliche Panik anhält, fährt sie zur psychiatrischen Ambulanz des nächsten Krankenhauses. Dort soll es einen sympathischen Oberarzt geben, zu dem man ohne Anmeldung gehen kann. Wie eine Berliner Kiez-Scheherazade, die sich ihr eigenes Leben erzählt, sitzt sie dort im Warteraum und will „herausfinden, was passiert ist“, mit ihr und Alex, ihrem Freund seit acht Jahren, und der gemeinsamen vierjährigen Tochter Johanna, genannt Johnny. Sie sitzt dort den ganzen Tag, eine freundliche Mitarbeiterin versorgt sie mit kühlem Wasser.

Antonia Baum

Siegfried

Claasen Verlag, Berlin

254 Seiten

24 Euro

„Ich verstand nicht genau, warum, aber ich wollte noch zwei Kinder haben, von Alex. Viele meiner Freundinnen hatten in den letzten Jahren geheiratet und Kinder gekriegt, und jetzt waren sie eigentlich alle sauer auf ihre Männer oder hassten sie sogar. Als sie diese Männer mit Anfang dreißig getroffen hatten, waren sie nicht nur die große Liebe gewesen, sondern auch noch pünktlich in den Leben meiner Freundinnen eingetroffen, was eigentlich nicht sein konnte. Eher hatten sie alle zur gleichen Zeit das Gleiche gewollt. Oder gedacht, es zu wollen.“

Eigentlich ist nachmittags ein Treffen mit ihrer Verlegerin und Benjamin, ihrem Lektor, geplant. Der Vorschuss ist längst aufgebraucht, doch Benjamin hat ihr 5000 Euro zugesagt, wenn sie ihm wenigstens ein paar Seiten liefert. Zum Vorgespräch war sie bei ihm in seiner schicken Wohnung. Seines Habitus wegen findet sie ihn „attraktiv“, und also hat sie mit ihm geschlafen – und es Alex, ihrem Freund, brühwarm erzählt.

Rekonstruktion eines Blicks

Während man zunächst befürchtet, der Roman finde aus dem kreiselnden Sound der Kolumnistinnen-Prosa nicht heraus, entwickelt sich mit der Zeit eine dichtere Erzählung. Alex ist fünf Jahre jünger als sie, aufgewachsen in einem Ostberliner Plattenbau, er arbeitet als Barkeeper und will an die Filmhochschule. Auf einer Party haben sie sich kennengelernt, sie fand ihn sexy und gab sich abgebrüht. Sie verstanden sich überraschend gut, entwickelten Vertrauen und Nähe. Doch seit der Geburt der Tochter fühlt sie sich oft allein. Ihr Leben änderte sich, er aber ist immer noch nachts unterwegs. Und sie beginnt ihn mit einem Blick zu betrachten, dem er nicht genügen kann.

Es ist die Rekonstruktion dieses Blicks, die den Roman dann doch einigermaßen spannend macht. Denn sie offenbart den herablassenden Blick einer bürgerlichen Sozialisation, die sich auch dann noch auf die Seite des Siegers schlägt, wenn die Kosten seines Siegs offensichtlich sind. Wenn ihre „traurige, schöne Mutter“ mit Siegfried auf Geschäftsreise ging, kam die Erzählerin zu Hilde, Siegfrieds Mutter. Der Sohn nannte sie eine „alte Nazisau“, aber die Enkelin fühlte sich trotz ihres harten Regiments wohl bei ihr.

Die Gedanken der Erzählerin über andere Frauen sind giftig. Sie selbst erkennt darin Hildes Verächtlichkeit wieder. Zum Manuskript einer jüngeren Kollegin fällt ihr ein:

„Fünf Jahre lang würde sie sich vielleicht noch einbilden können, dass alles möglich sei, mehr nicht, und falls sie Kinder bekäme, würde der Absturz noch brutaler werden.“

Der blinde Fleck der Geschichte

Anders als Alex' prügelnder Vater, wird Siegfried, der Stiefvater mit dem Heldennamen der Nibelungensage, von der Erzählerin geschont. Obwohl er ihre Mutter offenbar krankhausreif schlug, als sie sich in einen Künstler verliebte und von ihm trennte, beschreibt sie seine Gewalttätigkeit nur indirekt.

Diese Milde ist der blinde Fleck der Geschichte. Als könnten Geld und Manieren für alles entschädigen, gibt sie ausgerechnet dort das Plaudern zugunsten der Geheimniskrämerei auf, wo es um die Gewalttätigkeit eines bürgerlichen Mannes geht. „Siegfried“ erzählt vom Pyrrhussieg des Habitus über die Alltagsschlachten der Liebe.